

Rede anlässlich der Verleihung des Friedrich Schiedel Literaturpreises 28.9.2025

Von Ewald Frie, Tübingen

Danke: an die Stiftung Friedrich-Schiedel-Literaturpreis und ihren Obmann Dietrich von Buttlar, an die Stadt Bad Wurzach und ihre Bürgermeisterin Alexandra Scherer, an den Laudator Johan Schloemann, an meine Geschwister, an meine Eltern.

Preisverleihungen sind Tages des Lobes. Da befindet sich der Preisträger in einer misslichen Lage. Denn wenn er reden muss, kann er sich ja schlecht selbst loben. Ich möchte die nächsten 20 Minuten daher nutzen, um ein Lob auf die Familien- und Ortsgeschichte und die Mikrogeschichte überhaupt zu singen. Zu diesem Zweck werde ich Sie nach Nottuln entführen, den kleinen Ort im Herzen des Münsterlandes, in dem das hier ausgezeichnete Buch spielt. Aber Vorsicht: Diesmal geht es weiter zurück, bis in die späten 1830er und 1840er Jahre. Verbleiben werde ich dort nicht. Der Grund: Wenn man, so wie ich, viele ältere Geschwister hat, herrscht an guten Ratschlägen kein Mangel. Vorgestern hat nun zusätzlich mein kleiner Bruder mir einen Ratschlag erteilt: Ich solle die armen Festgäste nicht nur mit Geschichte traktieren, sondern auch etwas für Gegenwart und Zukunft Nützliches liefern. Also gut: Wenn Sie tapfer sind und dabei bleiben, gibt es in der Mitte und am Schluss dieser Lobrede auf die Mikrogeschichte Nützliches für heute und morgen.

Am 24. Mai 1839 starb der Nottulner Lehrer Heinrich Tegeler an „Auszehrung“, einem allmählichen und am Ende tödlichen Gewichtsverlust, wahrscheinlich hervorgerufen durch Tuberkulose. Seine Witwe sei, so der Bürgermeister in einem Schreiben an den Landrat, „in die traurigsten Umstände versetzt“¹. Sie habe drei Kinder von 3 ½ 1 ½ und ¾ Jahren, besitze kein Vermögen, keine Lebensversicherung, die Eltern seien bereits tot. Ihr müsse geholfen werden. Ob man den Nachfolger verpflichten könne, „derselben jährlich eine namhafte Summe, allenfalls bis zu einem gewissen Alter der Kinder, vorausgesetzt, daß in dieser Zeit deren Umstände sich nicht ändern respektive bessern, abzutreten“? Und noch ein Problem werfe der Tod Tegeler auf. Nottuln habe eine Knaben- und eine Mädchenschule mit einem Lehrer, einer Lehrerin und 350 Schülern, deren Zahl jährlich zunehme. Doch ein Lehrer könne nicht 175 Kinder „gehörig übersehen und mit Erfolg unterrichten“. Am besten wäre es, eine dritte Lehrerin einzustellen, die die kleineren Jungen und Mädchen bis zum Alter von neun Jahren unterrichte. Von da ab könnten die beiden Hauptlehrer den Unterricht übernehmen. Wo aber solle dieser Unterricht stattfinden? Es gebe kein

¹ Alle Zitate des Absatzes aus dem Schreiben des Nottulner Bürgermeisters Müller an den Münsteraner Landrat Graf Schmiesing vom 24.5.1839, in: Stadtarchiv Münster, Kreis Münster Landratsamt Nr. 1098: Anstellung der Schullehrer in der Bürgermeisterei Nottuln, 1839-1938.

weiteres Klassenzimmer. Und wo solle die dritte Lehrkraft wohnen? Wie solle sie bezahlt werden? Am besten werde es sein, schlug der Bürgermeister vor, das Gehalt der beiden Hauptlehrkräfte so weit zu kürzen und das Schulgeld so weit zu erhöhen, dass sich Spielraum für eine dritte Lehrkraft ergebe.

Mit dem Brief des Nottulner Bürgermeisters begannen lange Beratungen zwischen den beiden Lehrkräften, dem Nottulner Schulvorstand, dem Bürgermeister, dem Landrat und der Königlicher Regierung. Es fand sich kein Lehrer, der bereit war, die Witwe Tegeler aus seinem Gehalt zu unterstützen. Sie erhielt schließlich 75 Taler für zwei Jahre, zur Hälfte aus der Armen- und zur Hälfte aus der Gemeindekasse. Eine dritte Lehrerin wurde erst acht Jahre später angestellt. Ein Schulneubau wurde begonnen, aber bis zur Anstellung der dritten Lehrerin nicht fertiggestellt. Wo sollte sie arbeiten? Auch die Besoldungsfrage war noch ungeklärt. Mittlerweile unterrichtete der Lehrer 230 Jungen und die Lehrerin 197 Mädchen. Das sei zu viel, fand die königliche Regierung. 100 Kinder sei der anzustrebende Durchschnitt, 150 Kinder „das in äußersten Fällen zu gestattende Maximum“².

Eine Gesellschaft unter Knappheitsbedingungen wandelt sich, und das ausgerechnet in den hungrigen 1840er Jahren mit dem Höhepunkt der letzten europäischen Hungersnot 1845-1847. Die Bevölkerung wuchs und wuchs, in den Städten wie auf dem Land. Hohe Todesraten, vor allem unter den Kindern, änderten daran wenig. In den Jahren 1846 und 1847 waren knapp 39 % aller Toten in Nottuln jünger als sechs Jahre³. Der preußische Staat wollte dennoch ein Alphabetisierungsprogramm durchsetzen, konnte es aber nicht bezahlen. Das begrenzte seine Möglichkeiten, denn die Bürgermeister versuchten händeringend, neue Belastungen ihrer Einwohner abzuwehren. Die mussten Steuern und Abgaben, wenn der Steuer-Empfänger ins Dorf kam, bar auf den Tisch legen. Das war der Grund für die allgegenwärtige Hartherzigkeit. In den Quellen sehen wir, dass Waisen mit wenig Rücksicht auf ihr Wohlergehen mindestbietend in Pflege gegeben wurden. Unehelich Schwangere wurden mit wenig Rücksicht auf Privatsphäre verhört, um schon vor der Geburt den Zahlungspflichtigen zu finden und Kindstötungen zu verhindern. Der Bürgermeister klagte 1851, dass er zu viele seiner Gemeindeangehörigen „nicht zur Zahlung anhalten [könne] ..., weil sie in der Regel keine pfändbaren Gegenstände besitzen.“⁴ Auch der Steuerdiener war machtlos, wenn er säumige Zahler aufsuchte. Seine Motivation bestand

² 18.12.1847: Entscheidung Königliche Regierung in der Frage der Besoldung des Nottulner Lehrpersonals, in: Stadtarchiv Münster, Kreis Münster Landratsamt Nr. 1098: Anstellung der Schullehrer in der Bürgermeisterei Nottuln, 1839-1938.

³ Vgl. Kirchenbücher Nottuln, <https://data.matricula-online.eu/de/deutschland/muenster/nottuln-st-martinus/KB013/?pg=41> [Zugriff 24.9.2025]

⁴ 8.4.1851: Bürgermeister Nottuln an Landrat Graf Schmiesing Münster, in: Stadtarchiv Münster, Kreis Münster Landratsamt Nr. 1368: Armensachen des Amtes Nottuln, 1847-1936.

darin, nicht besoldet zu werden, sondern nach Art eines Inkassounternehmers von Mahngebühren zu leben, die er selbst erhob. Am besten für diesen Beruf geeignet sei ein Ortsansässiger, meinte das Münsteraner Regierungspräsidium 1848, „dem vielleicht aus seinem sonstigen Gewerbe ein Nebenverdienst zu seiner besseren Subsistenz erwächst“. Andere würden „von der geringen Dienst-einnahme mancher Stellen an einem fremden Wohnorte nicht leben können und sich daher Dienstwidrigkeiten zu Schulden kommen lassen“⁵. Welche das sein könnten, bleibt unserer Phantasie überlassen.

Witwe Tegeler, der Bürgermeister und der Steuerdiener sind gute Gründe dafür, Lokalgeschichte, oder allgemeiner, Mikrogeschichte zu betreiben. Natürlich können wir Schulgeschichte, Armutsgeschichte oder Steuer- und Finanzgeschichte aus der Perspektive der Staaten und ihrer Ideengeber in Berlin, München oder Stuttgart schreiben. Wir verstehen dann, wie Alphabetisierungsprogramme, Schulorganisationen, Armenfürsorgerichtlinien und Steuergesetze entstanden sind, welche Absichten und Ideen auf sie wirkten, wie sie bewertet und gegebenenfalls modifiziert wurden. Das ist gut und wichtig. Aber realisiert werden mussten die Gesetze vor Ort, in einem Interessengeflecht, das die Gesetzesmacher nicht kannten. Die mittleren Behörden, die Regierungspräsidien, gaben sich viel Mühe, die Gemeinden in diesem Prozess zu begleiten und auf Kurs zu halten. Aber ihnen fehlten oft die Mittel: zu wenig Geld, zu wenig Personal. Deshalb wurde Schul-, Armut-, Steuer- und Finanzgeschichte letztlich vor Ort nicht nur umgesetzt, sondern tatsächlich gemacht. Ein bisschen ist das heute noch so, wenn auch unter ganz anderen Umständen. Die Menschen des mittleren 19. Jahrhunderts mussten sich noch daran gewöhnen, dass der Staat nicht nur Steuern und Rekruten einforderte, sondern begann, Leistungen anzubieten. Straßen und ab den 1840er Jahren Schienen wurden gebaut, Sümpfe entwässert, Flüsse begradigt. Von der Alphabetisierung war schon die Rede. Erste Arbeitsschutzgesetze entstanden. In der Armenfürsorge wurden Zuständigkeiten geklärt. Ab den 1880er Jahren gab es Zwangsversicherungen gegen Unfälle, Krankheit, Invalidität und Alter. Wir im 21. Jahrhundert rechnen mit dem fürsorglichen Staat und empfinden es als Skandal, dass er nicht immer da ist, wenn wir ihn brauchen. Anders als bei den Menschen in den 1840er Jahren besteht unser Problem nicht darin, den Staat zu akzeptieren, sondern seine vielen Initiativen, Leistungen und Normen zu überblicken und aufeinander abzustimmen.

Mikrogeschichte ist aber mehr als Implementierungsgeschichte. Die wenigen Informationen, die uns die Quellen bieten, provozieren Fragen: Welche Handlungsoptionen hatte die Witwe Tegeler, als sie nach dem Tod ihres Mannes

⁵ 10.7.1848: Regierungspräsidium, Abteilung für die Verwaltung der directen Steuern der Domainen und Forsten an Landrat Graf von Schmising, in: Stadtarchiv Münster, Kreis Münster Landratsamt Nr. 444a: Anstellung von Steuerdienern, Vollziehungsbeamten, 1848-1895

mittellos mit ihren Kindern vor dem Bürgermeister stand? Überliefert ist, dass sie auf Verbesserungen ihres Mannes an der Lehrerwohnung und den Schulländereien verwies, um finanzielle Ansprüche an die Gemeinde zu begründen. Sie verzichtete erst dann schriftlich auf Entschädigung, als die Gemeinde für zwei Jahre Zahlungen versprach⁶. Wehrlos war sie also nicht. Gegen Ende der zwei Jahre, in denen sie Zuwendungen erhielt, heiratete sie Hermann Henrich Bellers⁷, über dessen Lebensumstände und Herkunft die Kirchenbücher keine Auskunft geben. Ungewöhnlich war das nicht. Noch vierzig Jahre später berichtete der Nottulner Amtmann in einem anderen Fall, dass eine „Wittwe 3 kleine Kinder zu ernähren hatte und aus dem Ertrage der Wirthschaft alleine nicht leben und die Ackerwirthschaft nicht durch fremde Leute versehen lassen konnte, so ist sie zur 2 Ehe geschritten.“⁸

Wie haben die Lehrerin und der Lehrer in Nottuln in den 1840er Jahren je 175-230 Kinder von 6 bis 14 Jahren in je einem Raum unterrichtet? Und mit welchem Erfolg? Darüber wissen wir fast nichts. Disziplin und Strafen spielten sicherlich eine Rolle. 1833 berichtete der Nottulner Bürgermeister seinem Landrat, dass die Lehrerin des Nebenortes Schapdetten „sich mit der Jugend viele Mühe“ gebe, auch seien „die Kinder sehr artig ... - indeßen wird hierbei wohl mehr Furcht als Zuneigung zum Grunde liegen“. Sie müsse allerdings, für Frauen ungewöhnlich, Mädchen wie Jungen unterrichten, „bei welchen eine ganz andere Behandlungsweise von Nöthen ist“⁹. Der Landrat redete der Lehrerin ins Gewissen: „Eine zu große Strenge bey Bedrohung von Strafen [wirke] nachtheilig auf die Zuneigung der Kinder und Eltern“, die „doch nöthig ist, um mit möglichstem Erfolg wirken zu können.“¹⁰ Disziplin und Strenge waren also auch in den 1830er Jahren kein Allheilmittel. Den Lehrkräften wurden durchaus Grenzen gesetzt. Trotz der aus heutiger Sicht unhaltbaren Schulsituation nicht nur in Nottuln ging der Anteil der Analphabeten aber während der 1840er und 1850er Jahre zurück. Karrieren jenseits der Volksschule gab es freilich sehr selten. 1864 waren in Preußen 3,6 % der schulpflichtigen Kinder auf höheren Schulen¹¹, und die kamen in der Regel aus städtischen Milieus oder waren Kinder der kleinen

⁶ 20.1.1840: Schriftliche Verzichtleistung der Witwe Tegeler, in: Stadtarchiv Münster, Kreis Münster Landratsamt Nr. 1098: Anstellung der Schullehrer in der Bürgermeisterei Nottuln, 1839-1938.

⁷ Kirchenbücher Nottuln <https://data.matricula-online.eu/de/deutschland/muenster/nottuln-st-martinus/KB012/?pg=5> [Zugriff 24.9.2025].

⁸ 16.9.1886: Gutachten Amtmann Pickenbrock Nottuln zum Gesuch des Landwirthes Bernard Jörden zu Nottuln, Bauerschaft Uphoven No. 35, um die Concession zum Betriebe der Schankwirtschaft, in: Gemeindearchiv Nottuln, B 1135: Gast- und Schankwirtschaften sowie Kost- und Quartierwesen, 1880-1905.

⁹ 27.8.1833: Bürgermeister Nottuln an Landrat, in: Gemeindearchiv Nottuln, B 412: Schulsachen der Bürgermeisterei Nottuln, Bildung der Schulbezirke, 1818-1839.

¹⁰ 30.9.1833: Landrat an Schullehrerin Greving zu Schapdetten, in: Gemeindearchiv Nottuln, B 412: Schulsachen der Bürgermeisterei Nottuln, Bildung der Schulbezirke, 1818-1839.

¹¹ Vgl. Tomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd. 1: Arbeitswelt und Bürgergeist, 2. Aufl. München 1991, S. 555.

Bildungselite, die es auf dem Land gab: Arzt, Lehrer und – im evangelischen Deutschland – Pfarrer.

Mikrogeschichte, das zeigen diese Beispiele, legt offen, wie Menschen sich im Alltag durchschlugen, wie sie ihr Leben gestalteten, womit sie rechneten und worauf sie vertrauten. Auf diesen Routinen, die in außergewöhnlichen Momenten wie dem Tod des Lehrers Tegeler fragwürdig und damit thematisierbar wurden, bauen Gesellschaften auf.

Die Routinen des mittleren 19. Jahrhunderts sind uns fremd. Heirat als soziale Sicherung ist eine Ausnahme geworden. Liebe soll das Entscheidende sein, nicht „Achtung“, wie im mittleren 19. Jahrhundert. Körperstrafen in Schulen sind abgeschafft. Staatsbedienstete, die nach der Logik von Inkassounternehmen arbeiten, gibt es nicht mehr. Die allermeisten Menschen in Deutschland besitzen Dinge, die es wert sind, gepfändet zu werden. Zu den sozialen und wirtschaftlichen Fremdheiten kommen kulturelle. Wie es wohl in dem Klassenzimmer der 1840er Jahre im Winter gerochen hat, wenn 230 Jungen, die sich günstigstenfalls zweimal täglich wuschen und wöchentlich badeten, und ein Mann bei geschlossenen Fenstern und brennendem Ofen mit regen- oder schneenasser Kleidung zusammensaßen? Niemand berichtet davon, auch deswegen, weil dieser Geruch ja normal war. Jeder dieser Jungen und auch ihr Lehrer hätte unsere heutige Veranstaltung als gänzlich unnatürlich empfunden, weil niemand riecht oder wenn, dann nach Dingen, die in ihrer Welt nicht vorkamen.

Die Menschen des mittleren 19. Jahrhunderts können wir nicht einfach als unsere Vorfahren vereinnahmen. Sie sind Fremde. Und sie sind sie selbst, in ihrer eigenen, sich wandelnden Welt. Sie sind ebenso sie selbst wie unsere Väter und Mütter, Großväter und Großmütter auf dem Land in den 1950er und 1960er Jahren, von denen das hier ausgezeichnete Buch berichtet, und natürlich, wie wir. Keine dieser Welten ist ursprünglich oder ruhig. Zwischen den Welten liegen große Umbrüche. Die Witwe Tegeler ist von unseren Eltern und Großeltern durch die Industrialisierung, das Kaiserreich, den Erste Weltkrieg, die Weimarer Republik, den Nationalsozialismus und den Zweite Weltkrieg getrennt. Zwischen unseren Eltern/Großeltern und uns liegen das Ende des Wirtschaftswunders, die Wiedervereinigung, die Finanzkrise, die Flüchtlingsdebatte, Corona und der Russland-Ukraine-Krieg.

Wir alle neigen dazu, die Welt unserer Kindheit für statisch zu halten, und von dort aus mit unserer eigenen Entwicklung den Wandel in Gang zu setzen. Das ist gut für uns, weil wir so ein gedankliches Zuhause gewinnen. Aber es ist historisch falsch. Das zeigt schon der Vergleich der Interviews mit meinen Geschwistern. Es ist wichtig, zu wissen, dass es die gute alte Zeit nie gegeben hat, weil

wir nur so dem Wunsch entgehen, in eine heile Welt zurückkehren zu wollen, in der es all die Probleme noch nicht gab, mit denen wir uns heute herumschlagen müssen. Diese Zeit gab es nicht. Wahrscheinlich wären sowohl die Witwe Tegeler als auch viele aus der Generation unserer Eltern/Großeltern froh, wenn sie ihr Problemset mit dem unseren tauschen dürften. Damit will ich nicht die massiven Schwierigkeiten der Gegenwart verharmlosen. Unsere Probleme sind groß und sie sind neu. Aber das waren die Probleme der Witwe Tegeler und unserer Eltern/Großeltern auch, und viele ihrer Probleme haben wir nicht mehr.

Lokalgeschichte, Familiengeschichte, Mikrohistorie überhaupt können nostalgisch, mit liebendem Blick und einem wohligen Gefühl betrieben werden. Doch ihr Potential entfaltet das Denken vom Konkreten, vom Alltag, den Lebenswelten her, wenn es die enormen Veränderungen ins Zentrum stellt, denen unsere Welt immer wieder, und nicht nur in der letzten Generation unterliegt. Umgekehrt wird dann deutlich, wie dünn der Boden ist, auf dem wir stehen, wie unselbstverständlich die Errungenschaften, an die wir uns gewöhnt haben. Es ist aussichtslos, diesen Boden und diese Errungenschaften einfach konservieren zu wollen. Wandel ist immer. Aber wir können versuchen, den Wandel so zu gestalten, dass das uns Wichtige den Wandel erträgt und verwandelt übersteht. Und dieser Versuch lohnt sich, in Nottuln wie in Bad Wurzach, denn Geschichte wird vor Ort nicht nur erlebt oder umgesetzt, sondern gemacht.